





Nr. 203.

Samstag, den 1. September 1906.

21. Jahrgang

## Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung

(Nachdruck verboten)

„Sie? Sie wären ja in diesem Falle beim Ausbruch des Feuers nicht hier gewesen, was also hätten Sie bezeugen wollen? Das Unglück mühte nur noch wollen, daß bei dieser Gelegenheit ein Menschenleben verloren ging, dann wären mir zehn Jahre Buchthaus sicher.“

„Na, na, zuvor mühte Ihnen doch die vorsätzliche Brandstiftung bewiesen werden,“ sagte Theobald, während er das Glas Labelles wieder füllte.

„Meine Schuld würde als erwiesen angenommen, und ich mühte den Gegenbeweis führen,“ sagte der alte Mann mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Weshalb geben Sie sich solch trüben Gedanken hin? Das Feuer ist gelöscht, es hat keinen Schaden angerichtet, und außer uns beiden weiß niemand etwas davon.“

„Die trüben Gedanken kommen von selbst, man kann ihnen nicht gebieten,“ knurrte Labelle.

„Sie würden nicht kommen, wenn Sie aus Ihrer Einsamkeit unter die Menschen hinausträten.“

„Glauben Sie? Ich weiß das besser.“

„Man beurteilt sehr oft die Menschen falsch, verehrter Herr. Wie gefällt Ihnen Garnier?“

Der Buchhalter erhob sein graues Haupt und blickte den Fragenden forschend an, dann griff er wieder nach dem Glase. „Gar nicht!“ antwortete er trocken.

„Ich habe in ihm einen nebenwärtigen Gesellschafter gefunden.“

„Vor seiner Liebenswürdigkeit kann Ihnen noch einmal bange werden.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wie Sie wollen; ich darf Ihnen keinen Rat geben.“

„Und wenn ich Sie darum bitte?“

„Auch dann nicht.“

„Dann machen Sie doch einen schlechten Gebrauch von Ihren Erfahrungen, die einem jungen Manne vielleicht zur Lehre und Warnung dienen könnten,“ sagte Theobald jetzt vorwurfsvoll.

Labelle hatte sich der Punschflasche bemächtigt, er mischte den Trank für sich stärker, sein Blick begann wieder starr und ausdruckslos zu werden. „Zur Lehre und Warnung!“ spottete er. „Ich kenne die Jugend und habe keine Lust, mich verpöhlen zu lassen.“

„Glauben Sie das von mir befürchten zu müssen?“

„Ich glaube, hoffe und fürchte nicht mehr, bester Herr, Sie sind noch jung, halten Sie die Augen offen, wenn Sie nicht zu Schaden kommen wollen.“

„In meiner jetzigen Stellung kann mir das wohl nicht passieren,“ fragte Theobald scheinbar zuversichtlich, aber sein Blick streifte dabei prüfend das fahle Gesicht des Buchhalters, der jetzt höhnisch aufblinzelte.

„Was Ihnen in jenem Hause noch alles passieren kann, wissen Sie nicht, und ich sag's Ihnen nicht,“ erwiderte er; dann

trank er sein Glas auf einen Zug leer, um es sofort wieder zu füllen.

„Vielleicht kommt auch für Sie einmal die Zeit, in der die Flasche Ihre einzige Freundin ist,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ich sage Ihnen, es ist schrecklich, wenn man vergessen will und muß, was man nicht vergessen kann.“

„Vielleicht ist es nicht so schlimm, wie Sie glauben,“ tröstete Theobald. „Wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen.“

„Hol' Sie der Teufel, was kümmert Sie meine Vergangenheit?“ schrie der alte Mann zornig auf. „Ich bin nicht verpflichtet, mich andern als warnendes Beispiel hinzustellen, halten Sie selbst die Augen offen und hüten Sie sich vor den Liebenswürdigen, sie haben Honig auf der Zunge und den Teufel im Herzen.“

„Haben Sie die Geschäftsbücher durchgesehen?“

„Dazu wurde mir noch keine Gelegenheit geboten, und ich fürchte auch, daß ich in ihnen nichts finden werde, was ich für meine Zwecke brauchen kann. Didiar ist ein schlauer, vorsichtiger Patron, er hat ja seine Bücher sogar als Beweismittel gegen meinen Vater benützt.“

Leontine nickte gedankenvoll; sie traten auf den Perron hinaus, da der Wartesaal mehr und mehr sich füllte. „Ich glaube auch, daß er sehr schlau und vorsichtig ist,“ sagte sie, „und ebenso teile ich Ihre Ansicht, daß er kein reines Gewissen hat. Er brachte gestern die Rede auf den Prozeß; Mama wohnt ja in derselben Stadt, in der Ihr Vater verurteilt wurde. Natürlich wälzte er alle Schuld auf den Verurteilten, aber nichtsdestoweniger äußerte er den Wunsch, ich möge mich erkundigen, ob man auch in meiner Heimat ihm recht gebe, und wie man dort über Johannes Weimar urteile. Ob man ihn bedauere, oder ob man behauptete, daß ihm recht geschehen sei!“

Die Anschauung des Publikums könne freilich an dem Urteil nichts ändern, aber es sei ihm interessant, Näheres darüber zu erfahren. Dann auch sollte ich mich nach Ihnen erkundigen. Er sagte mir ferner, Weimar habe einen Sohn gehabt, der gleich nach der Verurteilung seines Vaters zur Armee einberufen worden sei. Er habe später in den Verlustlisten der preussischen Armee den Namen dieses Sohnes unter den Vermissten gefunden, indessen könne der Vermisste später sich bei seinem Regiment wieder eingefunden haben; darüber würde ich wohl in meiner Heimat Gewißheit erhalten.“

„Daraus geht hervor, daß er mich fürchtet,“ erwiderte Theobald triumphierend. „Um so ernster muß ich darauf bedacht sein, hier mein Infognito zu bewahren.“

„Er hat keine Ahnung von diesem Infognito. Er sprach sich über Sie sehr anerkennend und lobend aus; Sie haben bereits sein volles Vertrauen gewonnen.“

„Und nun zu Ihnen!“ sagte er. „Werden Sie hierher zurückkehren?“

Sie schlug vor seinem erwartungsvollen Blick die Augen

nieder, eine leichte Röte überzog ihr schönes Antlitz. „Ich habe es versprechen müssen,“ erwiderte sie mit unsicherer Stimme. „Aber ob ich mein Versprechen halten werde, weiß ich noch nicht.“

„Gefällt es Ihnen hier nicht?“

„O sehr, aber...“

„Nennen Sie mir offen den Grund,“ bat Theobald, als sie stockte.

„Sie würden ihn kennen, hätten Sie das Benehmen Didiere gegen mich beobachten können.“

Theobald blieb stehen; ein zorniger Ausruf entfuhr seinen Lippen. „Er verfolgt Sie?“ fragte er erregt.

„O nein, ich kann mich in keiner Weise über ihn beklagen, im Gegenteil, er überbietet sich mir gegenüber in liebenswürdigen Aufmerksamkeiten. Aber in diesen Aufmerksamkeiten liegt etwas, was mich beunruhigt.“

„Wäre nicht darauf eine Hoffnung für mich zu bauen?“ fragte Theobald nachdenklich. „Sie kehren zurück, berichten dann über den Prozeß in einer Weise, die den Zorn Didiere wecken muß, und verleiten ihn dadurch vielleicht zu Äußerungen, die mir den Weg zeigen, auf dem ich mein Ziel erreichen kann.“

„Ich habe daran auch schon gedacht, aber ich verhehle mir nicht, daß ich mir manche böse Stunde schaffen werde. Tante Jeanette ist mir nicht freundlich gesinnt; sie hat die geheimen Absichten ihres Bruders schon erraten, mit denen sie natürlich nicht einverstanden ist, da sie Herrin im Hause bleiben möchte. Und meine Freundin Cécilie darf ich nicht ins Vertrauen ziehen, ich spiele also auch ihr gegenüber eine zweideutige Rolle.“

„Und wenn ich Sie nun recht herzlich bitte, hierher zurückzukehren und mir auch ferner beizustehen, darf ich alsdann auf Erfüllung dieser Bitte hoffen?“

Leontine antwortete nicht sogleich, aber nach einigen Sekunden traf ihn ein warmer Blick aus ihren tiefblauen, seelenvollen Augen. „Ich werde wiederkommen,“ sagte sie mit ruhiger Entschlossenheit, „aber den Tag kann ich nicht bestimmen. Denken Sie darüber nach, wie wir es alsdann ermöglichen können, einander zu sehen, ohne daß Didier davon Kenntnis erhält; es darf nicht oft geschehen, nur dann, wenn wichtige Mitteilungen es notwendig oder wünschenswert machen.“

„Sie haben recht,“ nickte er. „Nun, ich hoffe, Sie werden hier eine Stelle finden, die Ihnen dann und wann einen Spaziergang gestattet, vielleicht auch ist es mir erlaubt, als Ihr Landsmann oder Verwandter Sie in Ihrem Hause zu besuchen; wir wollen uns also über diese Frage den Kopf nicht zerbrechen. Achten Sie nur in der Heimat darauf, daß Ihnen nicht irgend ein unbedachtes Wort entschlüpft, was mich verraten könnte.“

„Seien Sie unbesorgt, Theobald Weimar liegt bei Chateau Monteraun unter dem Rasen.“

„Bleiben Sie dabei,“ bat er, „aber machen Sie sich auf neugierige Fragen gefaßt. Sie werden Ihren Bruder wiedersuchen, und Ihr Bruder wird Sie mit meinem Freunde Grunau bekannt machen. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von diesem Freunde meine Geschichte erzählen; er wird es gerne tun, und dann forschen Sie, wie Erna die Nachricht von meinem Tode aufgenommen hat, und welche Aussichten für die Zukunft sich ihr bieten.“

„Sie können Sie noch immer nicht vergessen?“ fragte sie leise.

„Vergessen? Nein, aber wenn ich mich ihrer erinnere, so trauere ich um Sie wie um eine Tote.“

„Wäre es unter diesen Umständen nicht besser, wenn Sie keine Nachricht von ihr erhielten?“

„Es wird mich betrüben und erfreuen, wenn ich höre, daß Sie glücklich wird,“ sagte Theobald mit geprehter Stimme. „Aber noch einmal bitte ich Sie, verraten Sie mich nicht, denken Sie nicht, Sie könnten mir dadurch einen Dienst erzeigen; trotz Ihres guten Willen würde doch nur das Gegenteil der Fall sein.“

Sie waren stehen geblieben, die Signalglocke verkündete das Nahen des Zuges, der gleich darauf mit Getöse in die Halle einfuhr.

Leontine reichte ihm beide Hände, und wieder traf ihn ein warmer Strahl aus ihren großen, schönen Augen, in denen Tränen schimmerten. „Also auf Wiedersehen!“ sagte sie bewegt, „möge es ein frohes sein!“

„Ja, auf Wiedersehen!“ antwortete er, und auch er konnte seine tiefinnere Bewegung nicht verhehlen. „Reisen Sie glücklich und grüßen Sie die Heimat von mir. Wie gern möchte ich Sie begleiten.“

„Geduld, mein Freund!“ Die Entdeckungen, die Sie gemacht haben, lassen mich nun auch hoffen, daß Sie Ihre Aufgabe lösen werden, und dann hindert Sie nichts mehr, die Sehnsucht nach der Heimat zu befriedigen. Also noch einmal: Auf frohes Wiedersehen!“

Ein letzter Händedruck wurde gewechselt, die Schaffner schlugen die Türen zu, die Signalglocke ertönte, rasselnd und stampfend rollte der Zug von dannen.

Mit schmerzfühltem Blick schaute Theobald ihm lange nach; ihn durchzuckte das bittere Gefühl, als ob er ein teures Wesen auf Nimmerwiedersehen verloren habe.

Aber die Erinnerung an die letzten Worte, mit denen sie Abschied von ihm genommen hatte, tröstete und beruhigte ihn wieder; er durfte ja mit Zuversicht darauf bauen, daß sie ihr Versprechen einlösen und schon binnen kurzem nach Brüssel zurückkehren würde, und dann brachte sie ihm Nachrichten aus der Heimat mit, denen er schon jetzt mit Ungeduld entgegen sah.

Nachdem er in einem Kaffeehause gestärkt und die neuesten Zeitungen gelesen hatte, schlug er den Weg zum Hause Didiere ein; er war neugierig auf seine Begegnung mit Labelle, der die Vorfälle des gestrigen Abends keinesfalls vergessen hatte.

Theobald war heute der erste im Geschäft; Didier befand sich noch nicht in seinem Kabinett, der Buchhalter hatte sich ebenfalls noch nicht eingefunden.

Didier erschien bald; er blieb im Comptoir am Pulte Theobalds stehen, und der finstere Ausdruck seines Gesichtes bekundete, daß er verstimmt war. „Fräulein Renard ist heute morgen abgereist,“ sagte er mit einem lauernden Blick. „Hat sie von Ihnen Abschied genommen?“

„Schriftlich,“ erwiderte Theobald gleichgültig.

„Schrieb sie Ihnen, ob sie zurückkehren wird?“

„Nein, aber sie sagte früher einmal, daß sie hier eine Stelle als Gouvernante suchen wollte.“

„Es wird leicht sein, eine solche Stelle zu finden, schreiben Sie ihr das, wenn Sie Gelegenheit dazu haben.“

„Fräulein Didier wird ihr wohl schreiben,“ versetzte Theobald ruhig. „Ich kenne ihre Adresse nicht.“

„So, so,“ erwiderte Didier, sichtbar befriedigt und dem jungen Manne noch einmal freundlich zunickend, ging er in sein Kabinett.

In demselben Moment war Labelle eingetreten, Henry Didier hatte ihn keines Blickes gewürdigt.

Der Buchhalter nahm sich nicht einmal Zeit, Hut und Stoc abzulegen, er stand im nächsten Moment mit zornregtem Gesicht neben Theobald.

„Was haben Sie ihm gesagt?“ fragte er heiser.

„Nichts,“ erwiderte Theobald, ihn ernst und fest anblickend.

„Halten Sie mich für einen Menschen ohne Ehre? Er sagte mir nur, daß meine Landsmännin abgereist sei.“

„Und meinen Gruß erwidert er nicht!“ zürnte der alte Mann.

„Sehen Sie in den Spiegel, es bedarf keines scharfen Blickes, um in Ihrem Gesicht die Spuren des gestrigen Abends zu finden.“

Labelle seufzte tief und schwer auf, er legte jetzt Hut und Stoc ab, und dann zog er seinen sadenscheinigen Arbeitsrock an, dann holte er die Geschäftsbücher aus dem Schranke. „Ich bitte Sie, vergessen Sie alles, was ich gestern Ihnen gesagt habe,“ nahm er dann in bittendem Tone das Wort, man höre ihm an, wie schwer es ihm wurde, diese Bitte auszusprechen. „Bedenken Sie mich als einen Unglücklichen, wenn Sie wirklich Mitleid mit mir fühlen, aber machen Sie keinen Versuch mehr, mir Ihre Hilfe anzubieten.“

„Weshalb verbieten Sie mir das?“

„Weil Sie mir nicht helfen können und sich selbst dadurch in Gefahr bringen würden!“

„Wenn es gilt, einem Unglücklichen zu helfen, darf man solche Gefahren nicht fürchten.“

„Sie kennen Sie nicht, sonst würden Sie anders reden. Ich wiederhole, was ich Ihnen gesagt habe und erwarte, daß Sie mir nicht eine Freundschaft aufdrängen werden, die ich mit aller Entschiedenheit zurückweise. Und nun kein Wort mehr! Wollen Sie weiter erzählen, was Sie gestern Abend gehört und gesehen haben, so mögen Sie es tun, eine Ehre wird es nicht für Sie sein.“

„Ich erwidere Ihnen noch einmal...“

„Schon gut, die Zeit wird lehren, ob Sie Wort halten.“

Labelle begann nach dieser mürrischen Antwort seine Arbeit, und Theobald fand es rathsam, das abgebrochene Gespräch nicht wieder aufzunehmen; er mußte sich gebulden, bis er das Vertrauen Labelle's gewonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie soll die Frau sein, die man heiraten will?

Auf diese wichtige Frage gibt der leider zu früh verstorbene französische Humorist Max D'Well in einem hinterlassenen Büchlein, das dieser Tage bei Calmann-Lévy in Paris erschienen ist, amüsante Antwort: „Heirate“, so schreibt er, „eine Frau, die kleiner ist als du. Heirate keine Frau, die nicht herzlich lachen kann. Man erkennt den Charakter einer Person an der Art, wie sie lacht. Heirate keine Frau, deren Lachen gezwungen ist. Heirate eine Frau, die Spaß versteht, die den Humor zu schätzen weiß, und die alle Dinge von der guten Seite sieht. Heirate keine Frau, die alles tadelt und die sich über ihre Freundinnen lustig macht, sobald sie den Rücken gedreht haben; heirate eine Frau, die ein gutes Wort zur Verteidigung der Leute hat, die man in ihrer Gegenwart lästert. Heirate eine Philosophin. Wenn du deine Braut ins Theater führst und die Plätze nicht vorher bestellt hast, so heirate sie, wenn sie bei der Künste, daß alle Parkett- und Rangplätze vergriffen sind, heiter und ungezwungen ausruft: „Das macht nichts, dann gehen wir oben auf die Galerie; die Hauptsache ist, daß wir uns amüsieren!“ Dieses Mädchen ist „ein guter Kerl“; man kommt gut aus mit der Frau, die zufrieden ist, mit ihrem Manne ganz hinten zu sitzen, wenn in diesem Leben die Vorderplätze besetzt sind. Wenn du einen Bettler triffst und ihm etwas geben willst, so heirate nie die Frau, die in solchem Augenblicke zu dir sagt: „Es ist vielleicht ein Betrüger, der das Geld in die Kneipe trägt.“ Wenn du selbst diese Bemerkung machst und die Frau dir antwortet: „Schön! soll er gehen, der arme Teufel! Es ist heute so kalt; ein Glas Bier wird ihm gut tun!“ — so heirate sie. Heirate eine Frau, die gesund ist und guten Appetit hat. Heirate keine, die an jedem Gerichte, das man ihr vorsetzt, unlustig herumstochert. Heirate keine Frau, die, welcher Gesellschafts-Klasse sie auch angehören mag, es für unvornehm hält, die Straßenbahn zu benutzen oder in ein Coupé dritter Klasse zu steigen, wenn die zweite Klasse besetzt ist. Wenn eine junge Dame sich von ihren kleinen Freunden etwas abspart, um dir an deinem Geburtstage ein kleines Geschenk zu machen, dann heirate sie, o ja. Wenn sie dir nichts schenkt, weil sie nicht Mittel genug besitzt, um dir ein teures Geschenk zu kaufen, so heirate sie nicht, o nein. Versuche zu ergutünden, wie sie sich frühmorgens beim Erwachen benimmt, wenn man sie plötzlich aus dem schönsten Schlummer gerissen hat. Wenn sie mit einem Lächeln erwacht, heirate sie. Wenn sie aber sofort die Stirn runzelt und jörnig ausruft: „Nanu! was soll denn das heißen?“, so heirate sie nicht; sie ist weder lebenswürdig noch heiter. Diese Probe ist unfehlbar. Heirate nie eine Frau, die die Rechnungen ihrer Lieferanten achlos beiseite wirft und lange unbezahlt läßt. Heirate keine Frau, die die gequälten Manieren der sogenannten „guten Gesellschaft“ hat. Das junge Mädchen, das sein Lächeln für die Fremden aufspart und seine schlechte Laune für die Angehörigen, ist für das eheliche Leben nie geschaffen. Solange du nur der „Zukunftige“ dieser Dame bist, wird sie dich wahrscheinlich sehr aufmerksam behandeln. Bist du nicht noch ein Fremder? Aber du kannst sicher sein, daß sie dich, sobald sie deine Frau geworden ist, behandeln wird, wie wenn du zu ihrer Familie gehörtest. Heirate eine Frau, die eine sanfte Stimme hat und die, wenn sie zu dir spricht, dir ins Gesicht sieht. Wenn du einer Frau einen Besuch machst und sie dich eine halbe Stunde warten läßt, um sich dir nur vollständig tabellos zu präsentieren, so heirate sie nicht. Wenn sie aber sofort kommt, so wie sie ist, die Haare einfach und rasch festgesteckt und im Hauskleid, so ist es ein Mädchen sans façon, ein praktisches Mädchen: heirate es, besonders, wenn es sich nicht erst lange entschuldigt, daß es im Negligé kommt. Wenn die Brüder eines jungen Mädchens der Schwester Nachnamen geben, Verkleinerungsformen der männlichen englischen Taufnamen: Ted, Tom, Mick oder Dick! . . . , so heirate das Mädchen, es ist ein „guter Kamerad“. Heirate ein Mädchen, das seinem Vater die Zigaretten rollt oder die Pfeife stopft, sich für die Ordnung in seinem Arbeitszimmer, oder was er so zu nennen beliebt, interessiert, sich ihm auf den Schoß setzt, ihm die Schnurrbartspitzen dreht oder die Ohrklappen lang zieht und ihn mit Rosenamen bombardiert, die eben so familiär

wie kindlich sind. Das junge Mädchen, das mit seinem Vater flirtet, das ihn nicht ausgehen läßt, ohne sorgfältig seinen Anzug zu mustern, das ihm die Krawatte bindet, das genau nachsieht, ob die Rockärmel nicht länger sind als die Ärmel des Ueberziehers, das jedes Stäubchen vom Rockragen fortbläst, und das, wenn es endlich mit dem äußeren Menschen des lieben „Papi“ zufrieden ist, ihn küßt und noch einmal küßt, um ihm Adieu zu sagen, das Mädchen, sage ich, wird eine treffliche Frau sein. Glücklich der Vater, der eine solche Tochter hat . . . glücklich der Mann, der sie zur Frau bekommt!“



**Journalismus im Angeltregen.** Für die Unerfrodenheit der Russen in Port Arthur während der Belagerung spricht besonders die Tatsache, daß sie trotz der Schrecken und Leiden, die diese Zeit ihnen brachte, nicht nur ihre Zeitung, den „Nowy Krai“, weiter herausgaben, sondern den Stoff amüsantester als in Friedenszeiten gestalteten. Der heitere Ton entspricht jedoch nur den Traditionen dieser Art des Journalismus, der sich schon öfter unter dem Donner der Kanonen und unter einfallenden Granaten in seinem schwierigen Amt bewährt hat. Als Lucknow von einer Handvoll englischer Truppen tapfer gegen die überwältigende Uebermacht der Aufständischen verteidigt wurde und stündlich auf die unbeschreiblichen Schrecken der Einnahme gefaßt war, erschien, wie eine englische Zeitschrift erzählt, regelmäßig eine Zeitung weiter, wenn sie auch nur so groß wie ein Blatt aus einem Notizbuch war und in der Hauptsache von der tapferen Frau des Kaplans mit der Hand geschrieben werden mußte. Auch als Kandahar von den wilden Afghanen belagert wurde, fand die tapfere Garnison mitten in allen Gefahren Zeit, ein Blatt herauszuarbeiten; es war zwar nur ein kleines Blatt, aber es wurde vorzüglich redigiert, und der Mut der tapferen englischen Soldaten wurde dadurch angefeuert. Es war schon lithographiert und enthielt viele Nachrichten, von der Dienstordnung im Lager bis zu den „Neuesten Nachrichten“ aus Europa. Während des deutsch-französischen Krieges hatte jede belagerte Stadt ihre Presse, auch wenn die Granaten durch die Luft pfliffen und manchmal nicht weit vom Redaktionsitz plakten. Paris, Metz und andere belagerte Städte hatten ihre besonderen Belagerungszeitungen; wenn der Papiervorrat knapp wurde, verwandte man alles mögliche Papier. Packpapier, Einwickelpapier, Tapeten in allen Farben und Mustern wurden gebraucht, und eine Zeitung wurde sogar auf Waschleder gedruckt. Auch im deutschen Heere waren viele tüchtige junge Künstler, die sich in den Dienst der guten Sache stellten, so daß die Zeitungen viele hübsche und oft auch sehr lustige Bilder brachten. Besonders reich an journalistischen Unternehmungen war der amerikanische Bürgerkrieg; wo die Kugeln am dichtesten flogen, scheinen die Zeitungen am besten floriert zu haben. Als Material wurden, wie in Frankreich, die seltsamsten Dinge genommen. Während der Belagerung von Richmond zerschnitt man Laken und Tischtücher, um sie zu bedrucken; eine unternehmende Zeitung erschien in der Form von Taschentüchern und wandte sich mit folgender blutrünstigen Anrede an die „Frauen des Südens“: „Und wäre jedes Taschentuch auch so groß wie der Erdball, so könnte es doch nicht den Blutstrom der Föderierten stillen, der noch vergossen werden muß.“ Die meisten Zeitungen des amerikanischen Bürgerkrieges atmeten diesen Geist der Nachsucht. Während der Belagerung von Charleston bestand die Blockadenummer des „Charleston Couriers“ aus Weinwandblättern, die an einer Ecke mit rotem Band befestigt waren; auf der Vorderseite sah man ein mit einem Tuch bedecktes Skelett, das eine Sichel hielt und mit der fleischlosen Hand auf die Worte wies: „Krieg dem Tode.“ Aber wie schon eingangs bemerkt wurde, sind nicht alle Kriegszeitungen so grausig und blutdürstig; ge-

wöhnlich schlagen sie einen heiteren, optimistischen und humorvollen Ton an. Ein gutes Beispiel dieser Art ist die Zeitung, die Wellingtons Soldaten während des Feldzuges in Spanien herausgaben; ihre Komik übertrifft viele humoristische Blätter. Während der schlimmsten Schreden des Krimkrieges, als die Soldaten zu Tausenden in den Gräben und Lazaretten starben und furchtbar unter dem eisigen Winter litten, erschien ganz regelmäßig eine der heitersten Kriegszeitungen, die viel zur Ermutigung der Soldaten beitrug. Und eine ebenso lustige Zeitung gaben die britischen Soldaten heraus, die 1842 in den Mauern von Tschalalabad eingeschlossen waren.



**Der magische Speisesaal.** Ein Pariser Multimillionär M. Lafayel kaufte vor etwa drei Jahren den schönen Palast in den Champs Elysées, der der Herzogin v. Uzès gehört hatte. Zum allgemeinen Erstaunen ließ er das wundervolle im Empirestil erbaute Gebäude völlig niederreißen und die Grundmauern eines neuen Palastes aufführen. Als Grund gab er an, daß er nichts Aristokratisches leiden könne und nicht in einem Hause wohnen wolle, das von einem Herzog erbaut sei. Paris hatte sich eben erst über diese Exzentricität des großen Kaufmannes beruhigt, als er wiederum nach Vollenbung seines neuen Palais, wie die Household Words berichten, die Reugier der Pariser durch einen „verzauberten Speisesaal“ erregte. Betritt man das Haus, so öffnet sich dem Blick eine prachtvoll ausgestattete Speisehalle, von der eine Flucht von Gesellschaftszimmern ausgeht. Der Raum wird durch zwei ungeheure Schiebetüren abgeschlossen, die die Gestalt gewaltiger Spiegel haben und den Glanz der Tafel in einem Meer von Lichtern zurückwerfen. Wenn das Mahl vorüber ist, verschwinden die Türen wie durch Zaubererei und gewähren den Gästen weiten Raum zum Promenieren. Währenddessen steigt wie in einem Märchen eine völlig eingerichtete und schön ausgestattete Bühne herauf, und im Nu ist der Speisesaal zu einem Theater gewandelt, in dem erste Künstler den Millionär und seine Gäste unterhalten. Nach der Vorstellung verschwindet die Bühne, wie sie erschien, die Türen schließen sich und der Speisesaal bietet sich wieder dar mit den zum Souper hergerichteten Tafeln.

**Mit sechzehn Jahren dreimal verheiratet.** Aus Paris wird berichtet: Dreimal verheiratet zu sein vor Erreichung des sechzehnten Lebensjahres, das ist gewiß ein Rekord. Besonders merkwürdig aber ist in dem Fall, der unlängst vor einem Pariser Gericht verhandelt wurde, daß alle drei Ehen mit demselben Mann geschlossen wurden. Es handelte sich um Odette de Bareuil, die Tochter der Gräfin von Bareuil. Die junge Dame ist die Erbin eines jährlichen Einkommens von 10 000 Mk. Sie lernte im Jahre 1902, im Alter von 13 Jahren, einen jungen Mann kennen, der sich Graf Camille Breant de Morlac nannte; dieser verliebte sich in Fräulein Odette, und im Februar 1902 ließ sie sich von ihm nach London entführen, wo sie am 22. April in der Paulskirche getraut wurden. Der Graf hielt diese Eheschließung jedoch nicht für ausreichend, und nach einigen Monaten wurde das Paar vom Standesbeamten in Dover zum zweiten Male getraut. Das zweimal verheiratete Paar verbrachte darauf einige Zeit in England und kehrte später nach Paris zurück. Dort stellte sich heraus, daß die Heirat nach dem französischen Gesetz ungesetzlich war, da die Frau das heiratfähige Alter noch nicht erreicht hatte. Einige Zeit tat der Graf keine Schritte, um seine Ehe rechtskräftig zu machen, aber als seine Frau Mutter werden sollte, gewährte Präsident Loubet einen Dispens, und das Paar wurde zum dritten Male getraut. Nun waren die beiden rechtskräftig Mann und Frau; aber inzwischen hatte die Mutter der jungen Frau entdeckt, daß die Titel ihres Schwiegersohnes, seine angeblichen Besitzungen in Lugern, Pizzo, Trouville und anderswo gar nicht existierten, und nun suchte sie eine Nichtigkeitserklärung der Ehe herbeizuführen. Sie behauptet, ihre Tochter hätte kein Kind geboren; das Zeugnis des Arztes, ohne das der Präsident den Dispens nicht erteilt hätte, sei gefälscht gewesen. Das junge Paar behauptet dagegen, es könne den Geburtschein des Kindes vorlegen. Die Verkündung des Urteils ist aufgeschoben worden.

## Gemeinnütziges.

**Die Hygiene des Schwammes.** Wer die Benutzung des Wassers zur Reinigung und Erfrischung des Körpers wirklich lieben gelernt hat, wird wohl auch den Nutzen eines möglichst großen Schwammes zu würdigen wissen. Eigentlich ist solch ein Schwamm ein merkwürdiges Ding wegen seiner Fähigkeit, verhältnismäßig geradezu wunderbare Mengen von Wasser in sich aufzunehmen. Wird er häufig benutzt, so müssen Tausende von Litern nach einander durch seine unzähligen Zellen hindurchfließen. Ein Mitarbeiter des „Lancet“ hat dafür ein Beispiel berechnet. Wenn ein Schwamm, der ein halbes Liter Wasser in sich auffaugen kann, nur ein Duzendmal hintereinander in Wasser gesteckt und wieder ausgedrückt wird, so würde die gesamte Wassermenge während der einmaligen Benutzung schon den verblüffend hohen Betrag von 6 Litern erreichen. Wird nun aber eine solche Waschung ein Jahr lang täglich mit demselben Schwamm vorgenommen, so würden in dieser Zeit rund 2000 Liter seine Zellen durchflossen haben. Diese Schätzung ist durchaus nicht übertrieben, und besonders reinliche Leute mögen ihrem Schwamme wohl eine noch größere Leistung zumuten. Die eigentliche gesundheitliche Bedeutung des Schwammes beruht aber erst auf der Eigenschaft, daß er die Unreinheiten des Wassers wie ein großer Filter in seinen Zellen zurückhält. Selbstverständlich hat diese Fähigkeit ihre Grenzen, und man wird einen Schwamm nicht zu lange benutzen dürfen, und zwar wird sich die Dauer seiner Gebrauchsfähigkeit nach der Reinheit des Wassers richten, das gewöhnlich zum Waschen genommen wird. Falls in dieser Hinsicht nicht eine gewisse Vorsicht benutzt wird, kann der Schwamm sogar zu einer gesundheitlichen Gefahr werden. Auch wenn das Wasser nur sehr wenig Unreinlichkeiten enthält, häufen sie sich im Schwamm nach dem Durchgang von Hunderten von Litern doch allmählich zusammen, und der in ihm auf diese Weise gebildete Schlamm bietet für Bakterien aller Art einen ausgezeichneten Boden. Man braucht aber einen solchen Schwamm noch nicht wegzumwerfen, sondern man muß für seine Desinfektion sorgen, die übrigens am allerbesten dadurch geschieht, daß man ihn in starker Sodalösung, dann in einer schwachen Lösung von Salzsäure und schließlich in reinem Wasser wäscht, dann ausdrückt und an der Sonne trocknen läßt.

